

Die Stauffacherin

Autor(en): **Degen, F.C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 17

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636921>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Stauffacherin.

Von F. C. Degen.

Hell und warm leuchtete die goldene Mittagssonne durch die lichten Gardinen in eine sauber aufgeräumte Stube hinein. Marlouise, ein rotwangiger Badfisch, mit anmutig blondem Bagentöpfchen, saß in der Fensternische, eifrig in eine Handarbeit vertieft. Ihre kunstsinige Hand hielt eine buntfarbene Studentenmütze, und Marlouise war just daran, an dem fein gezeichneten Verbindungszirkel die letzten Stiche zu stiften. Zufriedenheit strahlte aus ihren Vergißmeinnichtaugen, wie sie nun ihr vollendet Werk betrachtete. „Leise flehen meine Lieder“, sang sie glücklich vor sich hin. Da, ein dreimaliges kurzes Anschlagen der Hausglocke, sein Voderuf! Mehr fliegend als trippelnd stand sie schon an der Haustüre.

„Du bist immer so pünktlich, Werner, das freut mich!“ Mit diesem Willkommgruß bot sie ihm ihre weichen, blühenden Lippen zu einem herzhaften Burschenkuß.

„Wie könnte es auch anders sein, Liebste mein“, erwiderte er, „zähle ich doch die Stunden, ja Minuten, bis ich wieder bei dir sein darf.“

„Und doch, heute wärest du mir beinahe etwas zu früh gekommen“, entgegnete sie lachend, „habe ich mir doch für unser Abschiedsstündchen eine kleine Ueberraschung vorbehalten. Geh' nur in den Garten, im Sprung bin ich wieder da. Die milde Herbstsonne ladet uns zu Gast.“

Raum hatte sich Werner in der lauschigen, schon rötlich gefärbten Rebblau hingesezt, kam Marlouise gesprungen, in der Hand die reich bestickte Mütze in der Farbe seiner Zürcher Verbindung.

„Hoffentlich paßt sie dir!“ rief sie schon unter der Türe, und mit einem schalkhaften Lachen stülpte sie Werner die Mütze auf sein schwarz behaartes Haupt.

„Wie angegossen!“ rief Werner voller Begeisterung aus, „aber hör mal, du Erzschalk, wie kommst du denn zu der Mütze und zu dem Zirkel der Zürcher Verbindung, der beizutreten ich doch erst im Begriffe stehe?“

„Ich nehme es halt ernst mit meinen Pflichten als Couleur dame“, erwiderte lachend die kleine Nixe.

In jugendfrohem Geplauder flogen die wenigen Nachmittagsstunden nur zu rasch dahin. Je näher aber die Abschiedsstunde rückte, desto stiller wurde die kleine Marlouise, und mit den hereinbrechenden Abend Schatten legte sich auch ein tiefer Ausdruck der Besorgnis auf ihr sonst so sorgloses Ovalgesichtchen.

„Was ist dir, Marlouise? Wir wollen uns doch den Abschied nicht schwer machen“, bemerkte Werner. „In kaum zwei Monaten beginnen die Weihnachtsferien, und dann bin ich ja wieder auf vierzehn Tage hier, wo jeder freie Augenblick uns gehören soll.“

„Es bedrückt mich etwas, mein lieber Werner“, erwiderte Marlouise. „Ungern spreche ich davon, aber wissen das Herz voll ist, dessen läuft der Mund über, und wem soll ich mein Bangen und Sorgen anvertrauen, wenn nicht dir, mein Liebster. Du weißt, welch schweren Kampf unsere Familie führen mußte, seit dem unser lieber Vater, kaum daß er sein Geschäft vergrößert, uns durch den Tod entrisen worden ist. Raum hatten wir die ersten großen Schwierigkeiten überwunden, so daß wir etwas zuversichtlicher in die Zukunft blicken konnten, da kam der Weltkrieg und hernach, was für uns noch viel schlimmer war, die Wirtschaftskrise der Nachkriegszeit. Ich weiß nicht, ob wir auf die Dauer unser Geschäft halten können.“

„Sag nichts, das wäre ja entsetzlich!“ rief Werner aus, dessen Gesicht einen ganz verzerrten Ausdruck angenommen hatte. Im nächsten Augenblick bereute er wohl seinen brüskten Einspruch, vermochte aber keinen Lichtstrahl mehr in die gedrückte Stimmung zu bringen. Zu sehr stand Marlouise unter dem Eindruck, daß ihrer einstigen glücklichen Ver-

bindung große Hindernisse im Wege stünden. Beider Lachen war verstummt.

„Kommt Zeit, kommt Rat“, meinte Werner lakonisch, um nur etwas zu sagen.

Tränenden Auges lehnte sich Marlouise an ihn. Zu übernommen war sie, als daß sie noch Worte gefunden hätte. Aus ihren Augen konnte er den innigen Wunsch lesen, daß ihre lichten Zukunftsträume nicht in ein Nichts zerfallen möchten.

Drei Wochen später: Marlouise saß wieder in ihrem Stübchen, mit einer Handarbeit beschäftigt. Da trat ihr Bruder über die Schwelle. „Vor zwei Stunden sah ich deinen Werner, aber er wich mir aus. Ich konnte mir sein Verhalten erst nicht erklären. Jetzt aber lese ich in der Zeitung, daß sein Vater hinter Schloß und Riegel steht.“

„Was?“ schrie Marlouise auf und riß ihrem Bruder das Blatt aus der Hand. Aber da war kein Zweifel möglich. Eine offizielle Mitteilung besagte naht und fahl, daß sich Bankdirektor K. in den letzten Jahren Unterschlagungen in der Höhe von mindestens einer halben Million habe zuschulden kommen lassen. Das von den Behörden in ihn gesetzte Vertrauen sei schmachlich mißbraucht worden.

Marlouise sank totenbleich in ihren Stuhl zurück. Sie vergrub ihr von Tränen überströmtes Gesicht in ihren weichen Händen. „Mein Werner, mein armer Werner!“ schluchzte sie tief erschüttert vor sich hin.

„Es ist besser, wenn du ihn vergisst, Marlouise“, bemerkte ihr Bruder. „Das bist du dem guten Namen unserer Familie schuldig, daß du nicht Beziehungen zu dem Sohne eines Zuchthäuslers unterhältst.“

Wie umgewandelt sprang Marlouise von ihrem Sitz auf. „Was, ich soll ihn vergessen, meinem Liebsten den Rücken kehren, heute, wo er mehr denn je meiner bedarf! Soll denn Werner geächtet werden wegen des Fehltrittes seines Vaters? Nie und nimmer! Solange er den rechten Weg geht, lasse ich nicht von ihm. Ich bin fest überzeugt, daß das Vergehen seines Vaters nur Werners Charakter stählen wird. Gleich jetzt will ich zu ihm. Ich muß und werde ihn finden. In dieser schwersten Stunde seines Lebens soll er mich an seiner Seite sehen.“

Schon stand Marlouise auf der Straße, aber wo sollte sie ihn finden? Wie sie so sinnend, ohne bestimmten Anhaltspunkt, des Weges schritt, da erinnerte sie sich eines der letzten Abendspaziergänge an seiner Seite. Es war ein lauschiger Buchenhain. Nur der friedliche Abendgesang der Waldvögel brachte ein liebliches Idyll in diese feierlich stille Einsamkeit. Was hatte er damals nur gesagt? „Unter diesem grünen Laubdach, ganz umspinnen vom Sinnen und Weben der Natur, finde ich immer beruhigende Ablenkung und Erholung in Stunden, wo ich zu Hause nicht verstanden werde.“ Wenn irgendwo, so mußte sie jetzt dort ihn finden. —

Eine ahnungsvolle Zuversicht erfüllte ihr trauernd Herz, wie sie nun den im Lichte der goldenen Abendsonne im Herbstgewande bronzen erstrahlenden Buchenhain betrat. Schon über eine Stunde war sie hin und her gewandelt. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne warfen ein elegisches Licht zwischen die massiven Stämme der mächtigen Buchen, und ein frischer Nordwind ließ sie den Mantel enger schließen. Müde setzte sie sich auf einen gefällten Stamm, schon im Zweifel, ob sie richtig geraten, ob er heute, unter dem erschütternden Eindruck des furchtbaren Geschehens, diesen stillen Ort seiner Jugendträume wieder finden werde. Zu einem innigen Gebet faltete sie schlicht die Hände:

„Allgütiger Vater im Himmel, führe und leite ihn, laß ihn nicht untergehen in dieser übergroßen Schmach, die unverdient über ihn gekommen.“

Da hörte sie Schritte, aber es war nicht sein mannhaft fester Schritt, der ihr entgegenhallte. Schon stand sie im Begriffe, sich zu verstecken, da überquerte der vermeintlich Unbekannte eine in der Sonne liegende Wegkreuzung.

— Es war ihr Werner. Aber wie schritt er dahin, wie ein Lebensmüder, den Hut tief in die Stirne gedrückt.

Marlouise sprang ihm entgegen. „Werner, mein lieber Werner!“ rief sie ihm von weitem zu.

Mehr erschrocken als überrascht blieb der Angerufene stehen. Wie sollte er vor ihr, der Makellosen, bestehen, er der Ehrlose, Geächtete? Wie war er ihr noch vor wenigen Wochen hochfahrend ins Wort gefallen, als sie ihm vertrauensvoll von ihren Sorgen und Kummernissen erzählen wollte. Damit hatte er doch schon jedes Anrecht auf dieses edle Herz verscherzt. Dieser Gedanke fuhr ihm blitzartig durch den Kopf.

Aber schon stand Marlouise vor ihm und streckte ihm beide Hände entgegen. „Ich wußte, daß du kommen würdest“, sagte sie mit vor Rührung leise zitternder Stimme.

„Ich darf dich nicht mehr sehen, Marlouise“, erwiderte er. Du hast fürwahr ein besseres Los verdient, als der Weggefährte eines Ehrlosen zu werden.“

„Was fällt dir ein, Werner! Das Vergehen deines Vaters kann doch dich nicht berühren!“

„Du weißt, Marlouise, wie ich immer auf Ehre gehalten habe. Unmöglich kann ich weiter leben, nachdem diese Schande über mich gekommen ist. Ich bin hierher gekommen, um an diesem stillen Ort noch einmal innig deiner zu gedenken und dann aus einem Leben zu scheiden, das für mich wahl- und zwecklos geworden ist.“

„So darfst du nicht denken, Werner. Ich sehe viel mehr deine hohe und schöne Aufgabe darin, allen Schwierigkeiten zum Trotz deine so erfolgreich begonnenen Studien abzuschließen und damit der Welt zu zeigen, wie du als ganzer Mann aus dem Unglück emporgestiegen bist, das dich betroffen hat. Schau vorwärts, Werner, und nicht hinter dich! So viel an mir liegt, ich will dir zur Seite stehen, denn felsenfest vertraue ich auf dich.“

Zwei Jahre später. — Werner hatte seine juristischen und staatswissenschaftlichen Studien mit Erfolg zum Abschluß gebracht. Summa cum laude erwarb er den doctor rerum politicarum. Seine Dissertation brachte wertvolle praktische Vorschläge für den Ausbau des Treuhandwesens in der Schweiz auf staatlicher Grundlage.

Es versteht sich, daß unsere liebe Stauffacherin inzwischen nicht müßig blieb, sondern in emsigem Bienenfleiß die blendend weißen Leinen bestickte, die hernach im stillfriedlichen Eigenheim ihr Stolz und ihre Freude waren. —

Der Engewirt.

Eine Schwabengeschichte von Emil Strauß.

Erstes Kapitel.

Unter den noch unbelaubten Rußbäumen der Landstraße zog der Engewirt mit seiner Dienstmagd Agathe im Schatten eines Wagens voll Grünfutter von der Allmendwiese talab dem Städtlein zu. Schon zeigte sich bald rechts, bald links der Straße über den fernen Blütenbäumen der Stadtgärten das kurze Giebeldach des uralten Kirchturms und schien hinter dem nächsten Wegrant zu liegen, wick aber stets wieder um eine Windung zurück. Schwer und stumm schritten die beiden nebeneinander hin, nur manchmal sah der Mann zur Seite nach Agathens Rodsaum, der vorne lang nicht mehr so weit hinabreichte wie hinten; dann schmunzelte er profitlich und etwas boshaft und figte dem vergilbten Schimmel eins auf die Flanke, daß er mit dem langen, dünnen, sich am Ende bräunenden Schweif ärgerlich um sich schlug, den Kopf warf und schüttelte und einige wenige schnellere Schritte tat.

„Se! sticht aber die Sonne wieder!“ schalt das Mädchen, das aus Versehen den schützenden Schatten des Wagens verlassen hatte. „Ich denk, es geht wieder auf Regen, so sticht sie!“

Er blieb stehen, ließ den Wagen vorbeiziehen und sah über das Tal hin nach Westen, wo sich die Sonne zwischen zwei Bergen auf eine dunkle, an den Rändern opalfarbene Wolke hinabsenkte.

„Sie schlupft wieder in Sad!“ brummte er, „alleweil schlupft sie in Sad dies Jahr! und brennen tut sie — kaibenmäßig!“

Den tiefen Schatten der Waldhöhe mit lichten Dunststreifen überbrückend, schleuderte sie hitzig ihre scharfe Glut herüber, wie ein goldener See glänzte die Löwenzahnblüte der Talwiesen, die Bachwellen flammten wie Spiegelscherben. Ober der Straße, im raschen Bogen der Winter- saut streuten die hängengebliebenen Regentropfen unaufhörlich bunte, heiße und geheimnisvolle Blitze über den grünen Faltenteppich. Am Himmel trieben große, weißglühende Wolken, und wie herabgesunkene Wolken schimmerten die blühenden Kirschbäume an der Halde und die roten Pflirsichbäumlein in den silberstarrenden Nebbergen.

Der Engewirt schüttelte den Kopf, holte mit langen, polternden Schritten den Wagen wieder ein, und da im Schatten, im frischen Duft des zerquetschten Graßes fluchte er weiter: „Kaibenmäßig! 's ist doch, bei Gott, alles hintere für!“ wandte sich aber wieder um, da die Magd unbeholfen hinterdreinkeuchte, und fragte mit vergnügtem Augenzwinkern: „Geh't's schwer zu zweit auf einmal? he?“

„Ja! Ihr habt gut lachen!“ stieß sie unwillig klagend heraus; er aber ließ sich seine Freude nicht stören, pffiff verschminkt vor sich hin und zog dem Schimmel eins über, daß er jählings aufsprang.

„Sagt Ihr noch einen Strang mit, Engewirt? Schaut?“ sagte die Magd und wies auf den Zugstrang, an dem bei dem scharfen Rud eine Strähne gerissen war, sich aufdrehte und nun etwa fingerlang wie eine Franse herabhing.

„Der tut's noch bis heim“, antwortete er hintretend und die schadhafte Stelle beführend, „der tut's noch gut! mit dem wollt ich noch eine Fuhre Holz aus der Bärengruben heimbringen!“

„Ich einmal nicht, Engewirt!“

„Aber ich! Willst nicht aufstehen? Sitz doch auf! So viel Platz ist schon noch!“ Er drückte vorne das Gras beiseite, daß ein Stück des Wagenbrettes zum Vorschein kam, und rief: „Oha! — Sitz auf!“ Der Schimmel hielt an, aber Agathe dankte, indem sie doch mit Bedauern das Sitzplätzchen anjah: „Ich kann das Hoppeln nicht verleiden, 's wird mir schlecht.“

Da trat der Engewirt wieder neben sie, peitschte den Schimmel zur Ermunterung und lächelte wieder in seiner pffiffigen Weise, brummte aber dann doch in den mächtigen braunen Bart: „Aber laudumm ist's, bei Gott, daß dir's anfangen immer schlecht wird! Mußt einmal zum Doktor!“

„Ja was! Auch noch voll! Zum Doktor! Ich geh gewiß zum Doktor! Keine zehn Roß bringen mich zum Doktor! Das ist einmal so und bringt einen nicht um.“

* * *

Ein Wagen kam ihnen von der nächsten Wegbiegung entgegen; Agathe erblickte ihn und sah rasch zu Boden, der Engewirt sagte, ihm entgegenschauend: „Des Lochmüllers Cölestin, nicht?“

Sie antwortete nicht, aber das Blut stieg ihr zu Kopfe.

Etwa auf zwanzig Schritt waren die Wagen einander nahe gekommen, und der Engewirt überlegte schon, ob es bereits Zeit wäre, ans Ausweichen zu denken, da erhob sich des Lochmüllers Cölestin und blieb breitbeinig auf dem rüttelnden Wagen stehen, schwang die Peitsche dreimal in pfeifendem Bogen über sich und ließ sie klatschend auf die Pferde nieder schlagen, peitschte und peitschte: in schweren Sägen, undonnert und staubumwölkt wütheten die Roß mit harten Hufen auf des Engewirts Gefährts los; der Schimmel schraf beiseite, fluchend riß der Wirt noch die Magd in den Graben, und knapp zwischen dem Graben und